



Dichter Friedrich Schiller*

Die feurige Seele

Freiheit, Frauen, Freundschaft: Friedrich Schiller steht der Gegenwart näher, als viele glauben – der oft missbrauchte Klassiker wird neu entdeckt. Die Leidenschaft, mit der er die „schimpfliche Kette“ der Despotie zerriss, wirkt so frisch wie vor 200 Jahren. *Von Volker Hage*

Die ersten Zuschauer kamen schon gegen ein Uhr mittags ins Theater; dass ein Geniestreich zu erwarten war, hatte sich in Mannheim und Umgebung herumgesprochen. Der 22 Jahre alte Autor aber, der mit einem Freund aus Stuttgart anreiste, war unterwegs bei einem hübschen Serviermädchen hängen geblieben – fast wären die beiden zu spät zur Aufführung gekommen, die um 17 Uhr begann (und fünf Stunden dauern sollte).

Sie hätten einen Aufruhr, einen Triumph verpasst, wie er in deutschen Landen noch selten vorgekommen war. Nach der Uraufführung von Schillers Debüt drama

„Die Räuber“ am 13. Januar 1782 brach im Foyer und in den Rängen die Hölle los – oder wie es ein Zeuge schildert: „Das Theater glich einem Irrenhause, rollende Augen, geballte Fäuste, stampfende Füße, heisere Aufschreie im Zuschauer- raume! Fremde Menschen fielen einander schluchzend in die Arme, Frauen wankten, einer Ohnmacht nahe, zur Türe. Es war eine allgemeine Auflösung wie im Chaos, aus dessen Nebeln eine neue Schöpfung bricht.“

Es war der rasante Start eines neuen Literaturstars. Und die Geburt eines Rebellen – dessen ungestümes Aufbegehren gegen die „schwere Zuchtrute des Despotismus“ seine jüngeren Zeitgenossen ge-

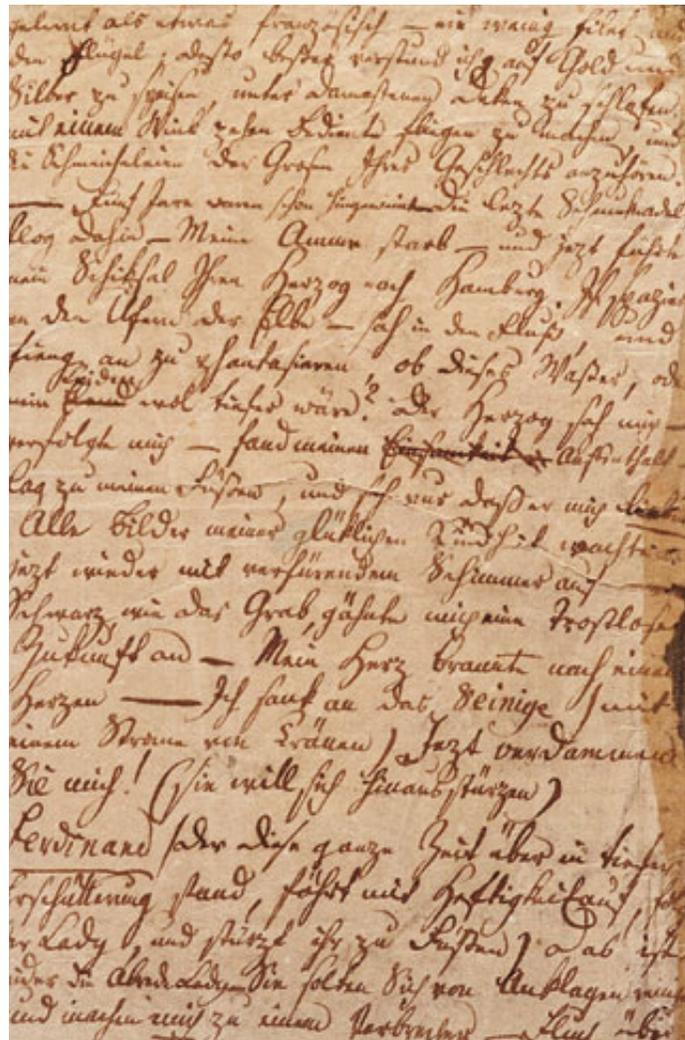
nauso begeisterte wie das hämmernde Pathos seiner Balladen und Dramenverse.

Gleich von Beginn an wurde diesem Friedrich Schiller nachgesagt, er berechtige zu den schönsten Hoffnungen: „Haben wir je einen deutschen Shakespeare zu erwarten, so ist es dieser.“ Ein helllichtiger Mann, der Kritiker der „Erfurtischen Gelehrten Zeitung“.

Oder? Ist Schiller heute nur eine Pflichtübung für Deutschlehrer? Ein wirkungsloser Klassiker, dessen Freiheitsdurst keinen von Computerspiel-Massakern ermüdeten Schülerkopf mehr entflammen kann?

Ist heute noch jemandem verständlich zu machen, wie begeistert und bewundernd einst von diesem Mann gesprochen wurde?

* Gemälde von Gerhard von Kügelgen, um 1809.



Schiller-Handschrift*
„Ich heiße Miller“

der überhaupt existiert“ (Wilhelm von Humboldt), „unser Schiller“, der Mann „des Wahren, Guten, Schönen“ (Goethe), „erhaben über das Urteil der Welt“ (wie die Ehefrau glaubte), „die Apotheose der Kunst“ (Thomas Mann), der „Weltbürger, der keinem Fürsten dient“ (Schiller über Schiller). Er war Nationaldichter und Heiliger, „Moral-Trompeter“ (Nietzsche) und „Hofpoet des deutschen Idealismus“ (Adorno), er wurde zum „Kampfgenossen Hitlers“, dann wieder zum „Künder echter Völkerefreundschaft“.

Nun soll er endlich Mensch sein.

Aus Anlass des 200. Todestags am 9. Mai 2005 fällt ein neuer Blick auf Friedrich von Schiller, auf einen von Krankheiten Gepeinigten und bis zum letzten Atemzug Emsigen, der keine 46 Jahre alt wurde – und den Johann Wolfgang von Goethe, der zehn Jahre ältere Weimarer Kollege, um knapp drei Jahrzehnte überlebte.

Schon jetzt hat Schiller eine kleine Buchindustrie in Gang gesetzt: Neue Biografien, Bildbände und Anthologien liegen vor oder sind angekündigt – und fast alle zeigen sie eine Absicht: den Heroen vom Denkmalssockel zu holen, ihm auf die Pelle zu rücken. Präsentiert wird er als Privat-

und Leidensmann, als Liebhaber und Karrierist. Zum Vorschein kommt Fritz aus Marbach am Neckar, der aufmüßige Karlsschüler, der ungewaschene Rabauke, der junge Regimentsmedikus, der zeitweilig ein rechtes Lotterleben führt, der frühe Frauenheld und Schürzenjäger, der Schuldenmacher und wilde Zocker beim Kartenspiel, der nach dem Publikums-geschmack schielende Autor, der schwankende Parteigänger der Französischen Revolution, der Ehemann und von seinen Kindern geliebte Vater.

Tritt man ihm nun zu nah? Wird der deutsche Dramatiker, Denker und Dichter jetzt auf andere Weise verfehlt?

Der seriöse Schiller-Forscher Peter-André Alt hat schon vor vier Jahren – in einer grundlegenden zweibändigen Biografie – vor der „Trivialität eines nur am Intimen interessierten Voyeurismus“ gewarnt.

Viel hat es nicht bewirkt. Seit Wochen steht die Schiller-Biografie von Sigrid Damm auf der Sachbuch-Bestsellerliste, ein Buch, in dem Schiller, auf fraglos unterhaltsame Art, zu einem Gegenüber wird, mit dem der Leser auf „Wanderung“ gehen und das literarische Werk dabei weitgehend am Wegesrand liegen lassen kann. Andererseits: Wer hätte für möglich gehalten, dass Schiller, auch wenn er zu Lebzeiten ein Erfolgsautor war, 200 Jahre nach seinem Tod noch einmal für einen veritablen Bestseller gut wäre?

Andere Schiller-Porträtisten stürzen sich gleich auf „Friedrich Schiller und seine Leidenschaften“, „Schiller und die zwei Schwestern“, auf „Schiller, Lotte und Line“. Es gibt einen „Schiller für Gestreifte“, einen „Schiller zum Vergnügen“, einen „Schiller für Kinder“. „Möglichst Schiller“ lautet ein launiger Titel (der sich ebenfalls an die Jüngeren wendet), geboten wird ein „Schnellkurs Schiller“ in Buchform, auch ein Schiller-Comic steht an.

Natürlich gibt es unter den Neuerscheinungen mehrere äußerst seriöse Biografien und Einführungen ins Werk. Hinzu kommen Werkausgaben, teils neu ediert, teils gerade erst oder doch in absehbarer

„Schiller schrieb für die großen Ideen der Revolution“, so wusste sein Kollege Heinrich Heine, „er zerstörte die geistigen Bastillen, er baute an dem Tempel der Freiheit und zwar an jenem ganz großen Tempel, der alle Nationen gleich einer einzigen Brüdergemeinde umschließen soll; er war Kosmopolit.“

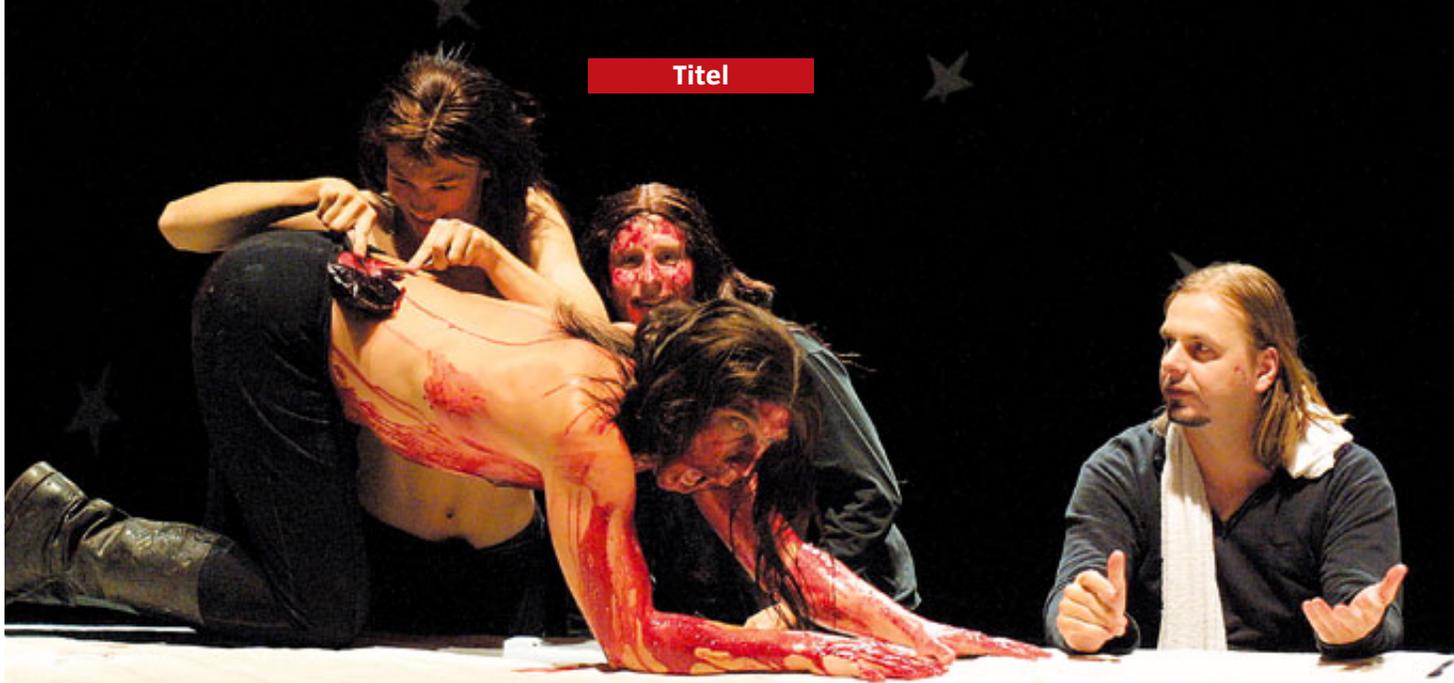
Was war er nicht schon alles: der „große genialische Dichter“ (so Friedrich Hölderlin über ihn), der „ideenfruchtbarste Kopf,

* Oben: zu „Kabale und Liebe“, um 1783; unten: Gemälde von Eugène Delacroix, 1830; Rekrutierung für den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, Holzstich um 1860.

Französische Revolutionäre, Zwangsrekrutierung hessischer Männer*: Aufstände gegen absolute Unterordnung



FOTOS: AKG



Schiller-Drama „Die Räuber“ (Deutsches Schauspielhaus, Hamburg 2001): „Aus Deutschland soll eine Republik werden“

Zeit abgeschlossen; außerdem zahllose Veranstaltungen, Ausstellungen und Theateraufführungen – Aktivitäten, die tief ins Jubiläumsjahr hineinreichen.

Thomas Mann fürchtete 1955, aus Anlass des 150. Todestags, das Interesse könnte in Deutschland verloren gehen: Ungeheure Popularität sei Schiller „fast im Augenblick seines Erscheinens“ zugefallen, und erst „in der Nacht von Unbildung und Erinnerungslosigkeit, die jetzt einfällt“, beginne sich das zu verlieren. So hieß es bedrückt in dem großartigen „Versuch über Schiller“, der letzten großen Arbeit des damals 79 Jahre alten Nobelpreisträgers.

Der Verehrer aus Lübeck hatte in seinem Leben gleich zweimal Gelegenheit, sich zu einem Schiller-Todestag zu Wort zu melden. Schon 1905 – zum 100. – hatte sich der „Buddenbrooks“-Verfasser, damals keine 30, seinem Klassiker-Kollegen genähert, ihn (in der Erzählung „Schwere Stunde“) in epischer Nahaufnahme gezeigt: „Sein rotes Haar war aus der hohen und zarten Stirn zurückgestrichen, ließ bloß geäderte Buchten über den Schläfen frei und bedeckte die Ohren in dünnen Locken. An der Wurzel der großen, gebogenen Nase, die unvermittelt in eine weißliche Spitze endete, traten die starken Brauen, dunkler als das Haupthaar, nahe zusammen, was

dem Blick der tiefliegenden, wunden Augen etwas tragisch Schauendes gab.“

Zeitgenossen und Jugendfreunde haben den zeitlebens schwäbelnden Dichter tatsächlich so beschrieben, als sommersprossig, als auffällige Figur mit rötlichen Haaren und langem Hals: „Der ganze Kopf, der eher geistermäßig als männlich war, hatte viel Bedeutendes, Energisches, auch in der Ruhe.“

Schiller selbst dürfte sich 1788 in der historischen Figur des Freiheitskämpfers Wilhelm von Oranien heimlich porträtiert haben: „Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts verbarg eine geschäftige feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte, und der List und der Liebe gleich unbetrebar war; einen vielfachen, fruchtbaren, nie ermüdenden Geist, weich und bildsam genug, augenblicklich in alle Formen zu schmelzen; bewährt genug, in keiner sich selbst zu verlieren; stark genug, jeden Glückswechsel zu ertragen.“

Eines ist gewiss: Er war nicht nur ein großer Stilist. Mindestens 1,80 maß Schiller, ein Biograf glaubt gar, 1,90 Meter. Etwas dazwischen dürfte richtig sein; genug jedenfalls, um aufzufallen in seiner Zeit: ein schlanker, schlaksiger Kerl, allemal länger als der Weimarer Konkurrent, zeitweilige Nachbar und späte Freund Goethe (1749 bis 1832) – auch

wenn es uns das 1857 errichtete Doppeldenkmal der beiden Dichtertitanen in der einstigen Hochburg deutschen Geisteslebens bis heute anders suggerieren will.

I. Freiheit oder: „das Horn des Aufruhrs blasen“

Die Räuber, die Rebellen und Mordbrenner um den Anführer Karl Moor, der sich vom eigenen Vater verstoßen glaubt („Mein Geist dürstet nach Taten, mein Atem nach Freiheit“), sie waren es, die Schillers Weg bereiteten und bestimmten – und bis heute ist es gerade dieses Jugendwerk (begonnen im Alter von 18, 19 Jahren), das junge Menschen zur Literatur verführt. Eine Aufführung der „Räuber“ beeindruckte den späteren Schriftsteller Max Frisch (1911 bis 1991) in seiner Jugend derart, dass er nicht begreifen konnte, „wieso Menschen, Erwachsene, die genug Taschengeld haben und keine Schulaufgaben, nicht jeden Abend im Theater verbringen“.



Geburtshaus von Schiller in Marbach

1777 Der Dichter Schubart wird für zehn Jahre auf der Burg Hohenasperg eingekerkert

1779 Die medizinische Dissertation „Philosophie der Physiologie“ wird abgelehnt

Mitte Dezember 1780 Neuer, erfolgreicher Anlauf zum Examen, Regimentsarzt in Stuttgart

Ein Dichterleben

10. November 1759

Johann Christoph Friedrich Schiller wird in Marbach am Neckar als zweites Kind des Wundarztes und Leutnants Johann Caspar Schiller und der Gastwirthstochter Elisabeth Dorothea Schiller geboren

Niederlage Preußens gegen Russland und Österreich in der Schlacht bei Kunersdorf



Eltern von Friedrich Schiller

1764 Familie Schiller zieht nach Lorch

1766 Familie zieht nach Ludwigsburg

1767 bis 1772 Besuch der Lateinschule

1772 Erste Dramenskizzen
Uraufführung von Lessings „Emilia Galotti“

1774 Jurastudium in der militärischen Karlsschule in Solitude
Goethes „Die Leiden des jungen Werthers“

1776 Medizinstudium; Lektüre der Werke Shakespeares
4. Juli Unabhängigkeitserklärung der USA



OLIVER HANITSCH (L.F. KARGER-DECKER, INTERFOTO (R.))

„Räuber“-Autor Schiller beim Rezitieren (Illustration, um 1850): „Wunderliche Ausgeburt“

Sowohl der Erfolg als auch der rebellische Gestus des Stücks erweckten Neugier, aber auch Neid, schon unter Zeitgenossen. Einer der Neider hieß Goethe und ärgerte sich über den jungen Kollegen, dessen „Räuber“ ihn „äußerst anwiderten“. Ausgerechnet den Verfasser des „Werther“-Romans, der acht Jahre zuvor die Leserschaft in ein ähnliches Fieber versetzt hatte, erschreckten nun das „Rumoren“, das im Vaterland geweckt werde, und der Beifall, „der jenen wunderlichen Ausgeburtten allgemein, so von wilden Studenten als der gebildeten Hofdame gezollt ward“.

Dabei lag es damals gewissermaßen in der Luft, wie Karl Moor „das Horn des Aufruhrs“ zu blasen. Seinen „Räuber“-Satz, es brauche nur ein Heer aus Kerlen wie ihm, „und aus Deutschland soll eine Republik werden“, verstand jeder als Kritik an den politischen Zuständen, an den Fürstentümern.

Im deutschen Kleinstaatentum des 18. Jahrhunderts galt schon die Reise von Stuttgart nach Mannheim als Besuch im Ausland – unerlaubt in Schillers Fall, denn er war Regi-

mentsmedikus im Schwabenland und eigentlich gehalten, stets Uniform zu tragen. Der vom Herzog nicht genehmigte Ausflug ins Kurfürstentum konnte als Fahnenflucht ausgelegt werden.

Und Karl Eugen von Württemberg (1728 bis 1793) ließ nicht mit sich spaßen. Er war ein typischer Despot seiner Epoche, sah sich als gottgleicher Vater der Untertanen, war verschwenderisch und den Frauen zugetan, hielt aber auf Disziplin und absolute Unterordnung bei seinen Landeskindern – die er auch schon mal zur Aufbesserung der Staatskasse als Söldner an die britische Krone zu verhökern versuchte, damit sie mithelfen sollten, in Amerika, der aufsässigen Kronkolonie, ein wenig für Ordnung zu sorgen.

Mitte des 18. Jahrhunderts bestand das, was kaum jemand ernsthaft Deutschland nannte, aus rund 300 territorialen Einheiten (selbständige Reichsritterschaften, Reichsstädte und Bistümer nicht mitgezählt). Das Einzige, was an heutige Zustände erinnern mag: Die meisten Kleinstaatentum waren hoffnungslos verschuldet, Württemberg machte keine Ausnahme. Schon damals zeigte sich die Obrig-

keit erfinderisch, was Abgaben an den Fiskus betraf, der fest in der Hand herzoglicher Günstlinge war. Der heute üblichen Besteuerung von Tabak und Benzin entsprach in etwa die Idee, Steuern auf Getreidevorräte oder den Besitz von Pferden zu erheben. Die überwiegend bäuerliche Bevölkerung wurde durch solche Abgaben in unerträglicher Weise belastet – manche Steuern wurden, wenn gerade wieder ein Prachtschloss nach Versailler Vorbild zu bauen war, in Württemberg auch gern über Jahre hin doppelt berechnet.

Dazu passte eine provozierende Prunk- und Verschwendungssucht am Hof Karl Eugens: Der Liebhaber von Opern, Prachtbauten, Großwildjagden und, berüchtigt für seine Maßlosigkeit, von Sängern und Bürgerstöchtern (Schwangerschaften wurden mit 50 Gulden abgegolten) ließ sich seine Bälle, Feuerwerke und Festessen etwas kosten – eine einzige Ballettaufführung verschlang bis zu 100 000 Gulden, ein großes Fest gern auch das Vierfache.

Dem standen im Fall dieses Fürsten, besonders im Alter, eine große Arbeitsdisziplin und eine den Wissenschaften aufgeschlossene Haltung gegenüber: Das machte das Doppelgesicht des Despoten Karl Eugen aus, auch für die Schüler der von ihm gegründeten und nach ihm benannten Eliteschule und Militärakademie – zu deren Absolventen Schiller gehörte.

Im zarten Alter von 13 Jahren hatten ihn seine Eltern, gar nicht gern, der Macht fremder, strenger Erziehung überlassen, ja ausliefern müssen (in acht Jahren hatte der Eleve Fritz dann nicht einen freien Tag) – eine Gunst „Seiner Herzoglichen Durchlaucht“, die kaum auszuschlagen war, und ein Geschenk ja tatsächlich, da eine Ausbildung, wie sie geboten wurde, für die Eltern unerschwinglich gewesen wäre.

Zu allem Überfluss wurde der Knabe Schiller bald eine Art Lieblingsschüler des Herzogs, der stolz auf seine Anstalt war und gern persönliche Kontrollgänge bis in die Schlafräume machte. Er ließ sich über den Werdegang eines jeden genau unterrichten.

Über Fritz wurde oft Klage geführt: Mal entsprach seine Frisur nicht den Vorschriften, mal ließ er es an Sauberkeit fehlen (er habe, klagte er sich selbst an, „Reinlichkeit am Körper bisher nicht so beobachtet, als



1781 Besuch bei Schubart auf dem Hohenasperg
Kants „Kritik der reinen Vernunft“

13. Januar 1782 Uraufführung (UA) des ersten Dramas „Die Räuber“ in Mannheim, Schiller ist anwesend
Mai Zweite unerlaubte Reise nach Mannheim, die Folge: 14 Tage Haft

August Schreibverbot durch Herzog Karl Eugen
22. September Flucht aus der Stuttgarter Garnison nach Mannheim; später Quartier bei Henriette von Wolzogen (bis Juli 1783)

13. April 1784 „Kabale und Liebe“ (UA) in Frankfurt am Main

27. Dezember Ernennung zum Weimarerischen Rat durch Herzog Carl August

April 1785 Schiller Gast bei seinem Freund Christian Gottfried Körner in Leipzig und Dresden (bis 1787)

17. August 1786 Tod Friedrichs des Großen

1. September 1783 Schiller wird Theaterdichter am Nationaltheater in Mannheim für ein Jahr

England erkennt Unabhängigkeit der USA an

Juli 1787 Erster Aufenthalt in Weimar; Kontakte mit Herder und Wieland

29. August „Don Carlos“ (UA) in Hamburg

7. September 1788 Erste Begegnung mit Goethe

15. Dezember Schiller wird Professor für Geschichte an der Universität Jena

Dezember 1789 Beginn der Freundschaft mit Wilhelm von Humboldt

14. Juli Sturm auf die Bastille in Paris; Beginn der Französischen Revolution

22. Februar 1790 Heirat mit Charlotte von Lengefeld in Wenigenjena



EDMONT VOS VERLAGSSELFSCHAFT MIB/PHORUS

Schiller-Comic von Horus W. Odenthal: Dichter auf der Flucht

es meine Schuldigkeit gewesen“). Dennoch war er – eine Ehre – zweimal dazu ausersehen worden, die Geburtstagsrede auf Karl Eugens Mätresse Franziska von Hohenheim zu halten, eine trug den Titel „Die Tugend in ihren Folgen betrachtet“.

Und nun der offene Konflikt. Schiller, der nach seinem „Räuber“-Coup vom Theater nicht mehr lassen wollte, hatte erneut Mannheim aufgesucht und war vom Herzog abgestraft worden: Zwei Wochen musste er in Arrest verbringen – ein Vorgeschmack dessen, was ihm blühen konnte, wenn er sich dem Verbot widersetzen sollte, weiterhin literarisch tätig zu sein oder ins Ausland zu reisen.

Er kannte ein Opfer der Despotenwillkür aus eigener Anschauung. Den Vater eines Mitschülers, den Dichter und fürstentkritischen Publizisten Christian Friedrich Daniel Schubart (1739 bis 1791), hatte Karl Eugen verhaften und ohne Urteil für fast zehn Jahre einkerkern lassen. Schiller war 1781 in der Festung auf dem Hohenasperg zu Besuch bei Schubart gewesen (als Patensohn des mit seinem Vater befreundeten Gefängnisleiters hatte er Einlass

ins Verlies gefunden). Schubarts Lyrik war Anregung für sein im „Räuber“-Jahr veröffentlichtes Gedicht „Die schlimmen Monarchen“, in dem der innere Bruch mit dem herzoglichen Förderer deutlich wird („Kühnlich durch den Purpur bohrt der Pfeil der Rache/Fürstenherzen kalt“).

Die Dichterseele empörte sich. Und zog praktische Konsequenzen: Schiller floh. Das Schreiben wollte er nicht lassen. Allerdings machte er einen letzten Versuch, Gnade zu erbitten und das ungewisse Schicksal der Heimatlosigkeit von sich abzuwenden: Er schrieb aus der Ferne einen Brief an Karl Eugen (vielleicht auch zum Schutz seines Vaters, dessen Dienstherr der Herzog ebenfalls war).

Diese diplomatische Epistel ist ein erstes Beispiel für die Bravour, aber auch den Furor des Briefeschreibers Schiller. Insgesamt haben sich rund 2200 Briefe erhalten – ein literarischer Schatz sondergleichen, zumal es keine Autobiografie und keine Tagebücher aus seiner Feder gibt. Allein in der Schiller-Nationalausgabe umfasst dieses Konvolut zehn Bände (der Abschluss der maßgeblichen Schiller-Edition steht noch aus).

Es ist ein Jammer, dass weder in der fünfbandigen Werkausgabe von Hanser noch in der geplanten zehnbändigen des Aufbau-Verlags ein Band für Schillers Briefe reserviert ist; so bleibt weiterhin die vor zwei Jahren publizierte zweibändige Briefauswahl des Deutschen Klassiker-Verlags – innerhalb der mit zwölf Bänden jetzt abgeschlossen vorliegenden Ausgabe der „Werke und Briefe“ – zu empfehlen.

Was nun schrieb Schiller in den Septembertagen des Jahres 1782 nach Stuttgart? Der Flüchtling formulierte nicht ohne Stolz, er glaube es seinen „Talenten, dem Fürsten, der sie weckte und bildete, und der Welt, die sie schätzte“, schuldig zu sein, eine Laufbahn fortzusetzen, „auf welcher ich mir Ehre zu erwerben und die Mühe meines gnädigsten Erziehers in etwas belohnen könnte“. Er bitte um die Erlaubnis, „Schriftsteller sein zu dürfen“ (oder, in Schillers Original-Orthografie: „Schriftsteller seyn zu dürfen“).

Dieser Versuch, seinem Leben durch einen Brief eine glückliche Wendung zu geben, schlug fehl – was nicht überraschen konnte, denn schon die Annahme eines früheren Briefes war verweigert worden: Den neuen las der Herzog ebenfalls nicht (der ungeöffnete Umschlag fand sich nach seinem Tod). Es sollte nie mehr einen Kontakt zwischen dem Fürsten und seinem einstigen hochbegabten Schüler geben, niemals ein Pardon.

Innerlich hatte Schiller längst mit dem unerbittlichen Ersatzvater abgeschlossen (sein eigener war gütig und zeitlebens stolz auf den Sohn) – und mit den Verhältnissen in dessen „Militär-Pflanzschule“, die ihm am Ende „zur Folter“ geworden waren. Die Leidenschaft für die Dichtkunst sei „feurig und stark“, schrieb er in einem öffentlichen Abgesang an den Fürsten, „wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an“.

Schillers Weg war nun klar: Der zum Arzt Ausgebildete wollte vom Schreiben leben. Schriftstellerei im Hauptberuf – das war eine damals recht neue Idee, zumal wenn da einer hoffte, ohne finanzielle Absicherung vom Hof auszukommen. Schiller nahm sich vor, „an keinen andern Thron mehr zu appellieren als an die menschliche Seele“. Sein Souverän sollten fortan einzig

Januar 1791 Erste schwere Lungen- und Rippenfellentzündung

Februar Beginn des Kant-Studiums

Dezember Dreijähriges Stipendium des Herzogs von Augustenburg

26. August 1792 Die französische Nationalversammlung ernennt Schiller zum Ehrenbürger Frankreichs

21. Januar 1793 Hinrichtung des französischen Königs Ludwig XVI.

14. September Geburt des ersten Sohnes Karl; drei weitere Kinder folgen

März 1794 Freundschaft mit dem Verleger Johann Friedrich Cotta in Stuttgart
Juli Beginn der Freundschaft mit Goethe

1795 Goethes „Wilhelm Meisters Lehrjahre“

7. September 1796 Schillers Vater stirbt

1797 „Balladenjahr“ Wettstreit mit Goethe

12. Oktober 1798 „Wallensteins Lager“ (UA) in Weimar

3. Dezember 1799 Schiller zieht von Jena nach Weimar

1. Sinfonie von Beethoven

14. Juni 1800 „Maria Stuart“ (UA) in Weimar

11. September 1801 „Die Jungfrau von Orleans“ (UA) in Leipzig

29. April 1802 Schillers Mutter stirbt

16. November Schiller erhält die Adelsurkunde

19. März 1803 „Die Braut von Messina“ (UA) in Weimar

17. März 1804 „Wilhelm Tell“ (UA) in Weimar

1. Mai 1805 Letzter öffentlicher Auftritt bei einem Theaterbesuch, Fieberanfall

9. Mai Schiller stirbt

12. Mai Schiller wird auf dem Jakobsfriedhof beigesetzt

Napoleon besiegt Russland und Österreich in der Schlacht von Austerlitz

DER SPIEGEL



Autoren Goethe (M.), Schiller (r.) mit Dichtern und Denkern in Weimar (Gemälde von Otto Knille, 1884): *Den Idealisten störte das Lotterleben*

die Zuschauer im Theater sein: „Das Publikum ist mir jetzt alles“, schrieb er 1785.

Die Freiheit war fortan „Grundmotiv seines Denkens und Dichtens“ (Thomas Mann). Noch im Stuttgarter Arrest hatte Schiller voll Empörung ein Drama konzipiert, das Heuchelei, Ausbeutung, moralische und sonstige Misswirtschaft am Hofe zeigen sollte. Es wurde Schillers neuer großer Bühnenerfolg: „Kabale und Liebe“, sein „bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen“, 1784 erstmals aufgeführt („Die Verschwörung des Fiesco zu Genua“, sein davor abgeschlossenes zweites Theaterstück, war im Vorjahr verhalten aufgenommen worden).

Nun diese Wut des Musikers Miller, eines schlichten Bürgers, der ertragen muss, dass ein Mann des Hofes, der Präsident, Millers Tochter Luise als Hure bezeichnet – sie werde ihre Gunst doch „nicht verschenkt“ haben, als sie sich mit seinem Sohn Ferdinand eingelassen hat.

Millers mutige Antwort: „Ich heiße Miller, wenn Sie ein Adagio hören wollen – mit Buhlschaften dien ich nicht. Solang der Hof da noch Vorrat hat, kommt die Lieferung nicht an uns Bürgersleut.“ Der Präsident darauf: „Vater ins Zuchthaus – an den Pranger Mutter und Metzge von Tochter!“ Sein Sohn aber, ein junger Major, der eigentlich die Favoritin des Fürsten, Lady Milford, heiraten soll (wovon sich der Vater zusätzlichen Einfluss verspricht), will seiner Luise die Treue halten.

Die Partnerwahl aus Liebe, nicht nach Maßgabe ihrer Zweckmäßigkeit: Auch das war eine noch recht neue Mode des Zeitalters. Doch der Dramatiker

wäre nicht der unvergleichlich raffinierte Dialog- und Szenenbauer, wenn er es dem jungen adligen Liebenden zu einfach gemacht hätte.

Lady Milford nämlich, der Ferdinand seine Absage und Verachtung entgegenzuschleudern möchte, bringt ihn mit Beteuerungen ihrer aufrichtigen Zuneigung und großer Offenheit in Bedrängnis, mit Geständnissen einer eindrucksvollen Persönlichkeit, die sich über ihre Rolle am Hof keine Illusionen macht.

„Die Wollust der Großen dieser Welt ist die nimmersatte Hyäne, die sich mit Heißhunger Opfer sucht“, erklärt sie dem beeindruckten Ferdinand – und rühmt sich

dabei nicht ungeschickt sowohl ihrer guten Taten als auch der eigenen Verführungskraft: „Ich nahm dem Tyrannen die Zügel ab, der wollüstig in meiner Umarmung erschlappte.“ Anzunehmen, dass die von Schiller einst gepriesene Mätresse von Karl Eugen hier Vorbild war, die später dessen zweite Frau wurde und tatsächlich maßgebenden Einfluss auf den Fürsten gehabt hat – sie muss schon den Karlsschüler fasziniert haben.

II. Frauen oder: ein „Morgen über Europa“

War er selbst denn nicht jener Jüngling, der mit „züchtigen, verschämten Wangen“ die Jungfrau vor sich sieht? Ein Tugendmensch, der glaubte: „Wollust ward dem Wurm gegeben“? (Wie es das „Lied von der Glocke“ weiß, wie es in der Ode „An die Freude“ heißt.)

In Schillers Geburtsstadt Marbach, in den schier endlosen unterirdischen Depoträumen des Deutschen Literaturarchivs liegt eine große Schachtel mit Manuskripten seines Jugendfreunds Johann Wilhelm Petersen (1758 bis 1815), der auch einmal Dichter werden wollte und irgendwann einige „Anekdoten von Schiller“ notiert hat, Erinnerungen an den jungen, noch völlig unbekanntem Kollegen.

Da liest man erstaunliche Dinge, mit Tinte fein säuberlich auf bestem Papier festgehalten, heute dennoch schwer zu entziffern: „Mehrere seiner Bekannten waren Augenzeugen, daß er, während eines Beischlafs, wobey er brauste u. stampfte, nicht weniger als 25 Prisen, oder mit Campe zu reden, Geistigen Taback in die Nase nahm.“

Außerdem behauptet Petersen, „Schillers erste Geliebte“ sei dessen Stuttgarter Wirtin Luise Dorothea Vischer gewesen, ihres Zeichens Hauptmannswitwe und acht Jahre älter als ihr Mieter. Schiller hat sie,



Gefangener Schubart, Schiller: „Schlimme Monarchen“



am Musenhof wenig

das ist kein Geheimnis, als Laura in frühen Gedichten besungen und verklärt – ob nun sehnsuchtsvoll vor oder wissend nach der ersten Liebesnacht.

Wenn „Mund an Mund gewurzelt brennt“ und „Wollustfunken aus den Augen regnen“, dann wird schon deutlich, welche „Lustsekunden“ und „seligen Augenblicke“ da gemeint sind – und was es mit den „ineinanderzuckenden Naturen“

auf sich hat. Schiller hat seine Laura-Gedichte 1782 publiziert und auch später nicht unbedingt versteckt.

Um seinen Ruf war er zunächst wenig besorgt, im Freundeskreis galt er als Draufgänger, der – wie einer aus diesem Kreis sich später mokant zu erinnern glaubte – dem „thierischen Genuss“ nicht abgeneigt war; von „Sprüngen mit Soldatenweibern, auch en compagnie“, in Gemeinschaft also, ist da die Rede.

Schiller war offenbar ein Frauentyp, aber auch für derbe Reize empfänglich. In sehr viel jüngeren Jahren als etwa Goethe hat er praktische Erfahrungen gesammelt: schon bald nach dem Abschluss der Schule. Als Militärarzt war Schiller mit Anfang zwanzig dem Soldatenmilieu ausgesetzt; Bordellbesuche, Kartenspiel, Tabak- und Alkoholkonsum gehörten dazu.

Nach der Begegnung mit der Wirtin Vischer und einigen Verliebtheiten, die vornehmlich junge Mädchen betrafen, waren es zwischen Mannheim, Bauerbach, Leipzig und Dresden (in diesem Kreis bewegte sich Schiller nach seiner Flucht aus Stuttgart) vor allem Schauspielerinnen und verheiratete Frauen, denen er näher trat.

Für den Germanisten Norbert Oellers ist denn auch „die Mär vom bürgerlich keuschen Schiller“ nicht mehr als ein Vorurteil, „ein ebenso trübes wie possierliches Kapitel seiner Rezeptionsgeschichte“. In sei-

nem Essay „Schillers Mädchen und Frauen“ (zu finden im neuen „Insel-Almanach auf das Jahr 2005“) listet er die Frauenfiguren in Schillers Leben – und ebenso im Werk – sorgsam auf.

Schiller selbst empfand mit Mitte zwanzig einen auffälligen Widerspruch: dass er nämlich auf der einen Seite bei den Frauen „die herzliche empfindende Natur“ verehrt und liebt, dass ihn aber auf der anderen eine jede mit erotischer Ausstrahlung – „jede Kokette“, wie er sagte – fessele. „Jede hat eine unfehlbare Macht auf mich durch meine Eitelkeit und Sinnlichkeit, entzünden kann mich keine, aber beunruhigen genug“, teilte er seinem Lehrer, Freund und Vertrauten Christian Gottfried Körner (1756 bis 1831) mit. Im Alter von dreißig, so war sein Vorsatz, wollte er verheiratet sein (oder nie mehr) – allerdings: „Bei einer ewigen Verbindung, die *ich* eingehen soll, darf *Leidenschaft* nicht sein.“

Endlich war er – im Sommer 1787, mit 27 – nach Weimar gekommen, wo verehrte Größen wie Goethe, Johann Gottfried Herder (1744 bis 1803) und Christoph Martin Wieland (1733 bis 1813) lebten – und nicht zuletzt die verlockende, 1761 geborene Charlotte von Kalb, verheiratet zwar und Mutter eines kleinen Sohnes, doch schon länger in Schiller verliebt (ihren Sohn hatte sie Friedrich genannt): Sie war es, die

„Ein Genie der Klarheit“

Schiller-Biograf Rüdiger Safranski, 59, über die unterschätzte Bedeutung des Dichters als Philosoph

SPIEGEL: Herr Safranski, am Anfang Ihrer Schiller-Biografie definieren Sie den Idealismus recht eigenwillig: Idealismus, das heißt, dass man mit der Kraft der Begeisterung länger lebt, als es der Körper erlaubt. Meinen Sie das ernst?

Safranski: Ja, bei meinem Helden schon. Für Schiller gab es eine innere Wette: Wer ist stärker, die „Macht des Geistes“, wie er

bar für die verschiedensten politischen Strömungen. Sie müssen bedenken: 1859, sein 100. Geburtstag, war für das liberale wie das nationale Bürgertum ein Volksfeiertag – ein großes, ein ungeheuer wichtiges Datum, wie 1848 und schließlich 1871. Dann kam die Arbeiterbewegung und machte Schiller auch noch zu ihrer Ikone. Und schließlich gibt es den Schil-

ler, aus Aggressionen machen wir Wettkämpfe, aus wirklichen Schlachten werden Redeschlachten. Eine ganze Theorie des Parlamentarismus liegt in dieser Gesellschaftsspieltheorie. Wenn wir noch besser lernen zu spielen – so Schiller –, dann werden wir auch humaner. Die Brisanz dieser Thesen hat man meiner Ansicht nach bis heute nicht begriffen.

SPIEGEL: Sie nennen Schiller auch einen bedeutenden Historiker. Verdient das jemand, der die Zeit der Kreuzzüge als Geburtsstunde des modernen Europa beschrieben hat?

Safranski: Als „Der Abfall der Niederlande“ erschien, war Schiller immerhin der meistgelesene historische Autor seiner Zeit. Aber in der Tat, ich gehe weiter in meinem Urteil – weil Geschichtsschreibung damals noch immer ein ästhetischer Akt war, und in seiner Prosa war Schiller ganz einzigartig. Für ihn galt: Autor wird man nicht durch den Stoff, sondern allein durch den Stil. Aber nehmen wir das Beispiel der Kreuzzüge: Was hat ihn daran interessiert? Ursprünglich Protestant, war Schiller eigentlich ein nichtreligiöser Mensch. Dass Leute für so ein phantastisches, ja verrücktes Ziel ungeheure Energien mobilisiert haben, das hat ihn fasziniert. Wenn heute, sagte er sich in leicht elegischem

Ton, eine solche Leidenschaft zu wecken wäre für ein vernünftiges Ziel, etwa die Freiheit, was wäre da politisch zu gewinnen! Erinnert uns das nicht an die modernen Klagen über den Terrorismus, die entfesselten Leidenschaften des Islam – und an unser Bedauern, weil wir für unser westliches Projekt so wenig Leidenschaft zu mobilisieren verstehen?

SPIEGEL: Dabei zeigte er sich doch oft überraschend zufrieden mit seiner Zeit – wenn man bedenkt, wie er unter der Willkür seines Fürsten litt.

Safranski: Sein Urteil war schwankend. Speziell zur Macht hatte er ein Vis-à-vis-Verhältnis: Er war ein Stipendiat, ein Fürstentzögling, und sein Tyrann stand buchstäblich im Schlafsaal. Zeit lebenslang kämpfte Schiller nicht gegen Systeme. Marquis Posa sagt es direkt: „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!“ In diesem großen Dialog im „Don Carlos“ steht die Macht des Wortes gegen die Worte der Macht. Den Stalinisten seiner Zeit, den Jakobinern, ist Schiller nicht auf den Leim gegangen. Im Ganzen war ihm das konkrete Gelingen wichtiger als ein fanatischer Möglichkeitssinn. Er schrieb eine Theorie der Liebe, aber er hat auch Körper obduziert. Er war ein abgebrühter Enthusiast.

INTERVIEW: VOLKER HAGE, ELKE SCHMITTER



Biograf Safranski, Schiller als Kinoheld*: „Leidenschaft für ein vernünftiges Ziel“



TEUTOPRESS (L.); GONETEXT (R.)

es nannte, oder der Körper? Dieses sportliche Grundverhältnis zur sterblichen Materie, das war sein Lebensmotiv. Am Ende unterliegt man auf jeden Fall – aber wie viel man noch rausholt, da gibt es Spielräume, und Schiller war ein Virtuose in der Nutzung dieser Spielräume.

SPIEGEL: Hat dieser Kampf mit sich selbst Schillers Ruhm begründet?

Safranski: Der Ruhm hat viele Gründe. Schiller hatte im 19. Jahrhundert, bis ins 20. hinein, in Deutschland eine solche Popularität, einen solchen Über-Ruhm, dass es wahrscheinlich zwei, drei Generationen brauchte, um sich davon zu erholen. Schiller war ein Kraftwerk der Anregungen. Die großen Figuren des Idealismus – Hegel, Fichte, Hölderlin – waren fasziniert von Schiller. Damals wurde schärfer als heute wahrgenommen, dass er, bei aller Popularität, ein philosophischer Autor war. Im 20. Jahrhundert ist er mit Jean-Paul Sartre zu vergleichen.

SPIEGEL: Worin sehen Sie den wichtigsten Unterschied zwischen ihm und Goethe?

Safranski: Schiller hat sich mehr exponiert. Er hat, wie wir heute sagen, alle Felder besetzt, und insofern war er brauch-

ler als älteren Freund von Wilhelm von Humboldt, Schiller als Erfinder der deutschen Bildungsidee. Für ihn geht es darum, dass der Mensch sich selbst zum Zweck der Bildung macht – also nicht bloß lernt um der Ausbildung willen. Sich selbst zur Persönlichkeit herauszubilden, das kann buchstäblich jeder erreichen. Das schafft Sinn in einer Welt, in der die Religion als Sinnressource sich weitgehend erledigt hat. Verglichen mit ihm war Goethe immer ein Fall für die Eliten: dunkel, widersprüchlich; sicher auch der größere Lyriker.

SPIEGEL: Ist Schiller auch so brauchbar wegen seiner pfiffigen, griffigen Formeln?

Safranski: Schillers poetische Schwäche war seine unglaubliche Klarheit. Er war ein Genie der Klarheit – was Goethe sehr zu schätzen wusste. Zu Schillers Briefporträt über ihn sagte er: Jetzt habe ich mich verstanden.

SPIEGEL: Was an Schiller ist aktuell?

Safranski: Ein Beispiel nur: „Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.“ Was bedeutet es, dass der Mensch spielt? Besteht nicht Zivilisation im Kern darin, möglichst viele Ernstfälle in rituelle, spielerische Ersatzhandlungen zu überführen? Wir spielen das Religiöse durch in der Liturgie, aus Sexualität machen wir Ero-

* Dargestellt von Horst Caspar in „Friedrich Schiller – Der Triumph eines Genies“, Regie: Herbert Maisch, 1940.

ihm den bangen Sprung in die Hochburg des deutschen Geisteslebens leicht machte.

In Weimar zeigten die beiden sich ungeniert als Paar. Sie führte ihn bei Hofe ein (was ihm nach dem Desaster mit seinem eigenen Landesfürsten eine Genugtuung war). In den Hofkreisen war es nicht ungewöhnlich, dass adlige Ehefrauen Kavaliere und Liebhaber hatten. Die hiesigen Damen seien „ganz erstaunlich empfindsam“, so Schiller. Da sei beinahe keine, „die nicht eine Geschichte hätte oder gehabt hätte“. Man könne sehr leicht zu einer „Angelegenheit des Herzens“ kommen, die freilich – wie er es formulierte – „bald genug ihren ersten Wohnplatz verändert“, also zur Angelegenheit anderer Körperregionen wurde.

Doch dann kamen die beiden Schwestern dazwischen – und bald schon Schillers Heiratsantrag an die eine, die ebenfalls Charlotte hieß. Für die Geliebte, die das nicht direkt aus Schillers Mund erfuhr, war es eine Tragödie; Charlotte von Kalb forderte ihre Briefe zurück und hat sie sehr wahrscheinlich zusammen mit seinen verbrannt.

Schiller hatte 1788 einen Sommer mit zwei adligen Schwestern im verträumten Residenzstädtchen Rudolstadt zugebracht, mit der damals 21-jährigen Charlotte von Lengefeld und der drei Jahre älteren Caroline, verheiratete von Beulwitz. Er hatte



Wilhelm von Oranien (Gemälde, um 1556)
Heimliches Selbstbildnis

den jungen Damen vorgelesen, so aus seiner „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung“ (der erste Teil des Fragment geliebten Werks erschien im selben Jahr).

Begeistert schickte ihm daraufhin die schwärmerische Lotte im Juni 1788 einen Morgengruß: „Ich habe die ganze Nacht

von Wilhelm von Oranien geträumt.“ Das war doppelte Schmeichelei: für den Erzähler und den Mann Schiller – ihr dürfte das versteckte Selbstbildnis des Autors nicht entgangen sein.

Caroline, die erfahrene Ehefrau (die ihren Mann nicht liebte), war da direkter. Sie ließ ihm, als die Mutter mit der Schwester für einige Zeit weg war, von Haus zu Haus die Nachricht überreichen: „Kommen Sie einen Augenblick in den Garten oder in meine Stube, wenn Sie mit Schreiben aufhören ... Heut Nachmittag sind wir auch ruhig.“

Unruhig war die Zeit genug, eine Zeit für gefährliche Liebschaften und politische Revolten. Umsturz lag in der Luft. Caroline sollte sich Jahre später daran erinnern, wie „die Revolution in jedes einzelne Leben eingriff“. Der Sturm auf die Bastille sei „unserm jugendlichen Sinne als ein Vorbote des Siegs der Freiheit über die Tyrannei“ erschienen – und besonders gefiel ihr, dass „diese Zertrümmerung eines Monuments finsterner Despotie ... in das Beginnen schöner Herzensverhältnisse fiel“. Schiller war Objekt der Begierde und Held der Stunde.

Er hatte in der Einleitung zu seiner „Geschichte des Abfalls der Niederlande“ geschrieben: „Die Rebellion schien anfangs selbst vor ihrem Namen zu zittern“ – klang das nicht wie Prophetie, wie eine Ahnung

der Umbrüche? Das Werk war ja in der erklärten Absicht verfasst worden, „dieses schöne Denkmal bürgerlicher Stärke vor der Welt aufzustellen“, um in der Brust des Lesers „ein fröhliches Gefühl seiner selbst zu erwecken und ein neues unverwerfliches Beispiel zu geben, was Menschen wagen dürfen für die gute Sache und ausrichten mögen durch Vereinigung“.

Von einem Land ist die Rede, „wo die Freiheit ihre erfreuende Fahne aufsteckte“, von der neuen Wahrheit, deren „Morgen jetzt über Europa hervorbricht“. Jene Kraft, mit der das Volk der Niederlande einst agiert hatte, sei „unter uns nicht verschwunden“, schrieb Schiller 1788, „der glückliche Erfolg, der sein Wagemut krönte, ist auch uns nicht versagt, wenn die Zeitläufte wiederkehren und ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Taten rufen“.

Das Ziel war klar: Die „trotzigen Anmaßungen der Fürstengewalt“ sollten an der menschlichen Freiheit „zu Schanden werden“, es galt, die „schimpfliche Kette zu brechen“.

„Ich kann nicht Fürstendiener sein“, hatte es schon in Schillers viertem Drama geheißen: „Don Carlos, Infant von Spanien“ war 1787 in Hamburg uraufgeführt worden – ein „schauderhaftes Gemälde des Despotismus“ (Schiller), das in der erfundenen Figur des Idealisten Posa („Geben Sie Gedankenfreiheit!“) bis heute aktuell geblieben ist, eines Mannes, der am Ende Opfer des eigenen moralischen Rigorismus wird. Den mächtigen König von Spanien versucht er von seinen freiheitlichen Ideen zu überzeugen, indem er auf die „herrliche Natur“ verweist: „Auf Freiheit/Ist sie gegründet – und wie reich ist sie/Durch Freiheit!“

Und was war mit der Freiheit der Liebe? Mit den bei-



Schiller mit Verlobter Charlotte*, Brief an Charlotte und deren

Schiller-Biografien

Peter-André Alt **Schiller. Leben, Werk, Zeit** Verlag C. H. Beck; Zwei Bände (Sonderausgabe), 1424 Seiten; 24,90 Euro

Sigrid Damm **Das Leben des Friedrich Schiller. Eine Wanderung** Insel Verlag; 508 Seiten; 24,90 Euro

Marie Haller-Neveermann **Friedrich Schiller. Ich kann nicht Fürstendiener sein** Aufbau-Verlag; 304 Seiten; 24,90 Euro

Rüdiger Safranski **Schiller oder Die Erfindung des Deutschen Idealismus** Carl Hanser Verlag; 560 Seiten; 25,90 Euro

Einführungen

Peter-André Alt **Friedrich Schiller** Verlag C. H. Beck; 128 Seiten; 7,90 Euro

Jörg Aufenanger **Friedrich Schiller** Verlag Artemis & Winkler; 328 Seiten; 24,90 Euro

Harald Gerlach **„Man liebt nur, was einen in Freiheit setzt“. Die Lebensgeschichte des Friedrich Schiller** Verlag Beltz & Gelberg; ca. 200 Seiten; 14,90 Euro

Manfred Mai **Was macht den Mensch zum Menschen? Friedrich Schiller** Carl Hanser Verlag; 240 Seiten; 16,90 Euro

Claudia Pilling u. a. **Friedrich Schiller** Rowohlt Taschenbuch Verlag; 156 Seiten; 8,50 Euro

Kurt Wölfel **Friedrich Schiller** Deutscher Taschenbuch Verlag; 192 Seiten; 10,00 Euro (erscheint im November)

Schiller und die Frauen

Jörg Aufenanger **Schiller und die zwei Schwestern** Deutscher Taschenbuch Verlag; ca. 200 Seiten; ca. 12,50 Euro (erscheint im Februar 2005)

Eva Gesine Baur **„Mein Geschöpf musst du sein“. Das Leben der Charlotte Schiller** Verlag Hoffmann und Campe; 432 Seiten; 24,95 Euro

Ursula Naumann **Schiller, Lotte und Line. Eine klassische Dreiecksgeschichte** Insel Verlag; 196 Seiten; 8,00 Euro (erscheint Ende Nov.)

Charlotte M. Werner **Friedrich Schiller und seine Leidenschaften** Droste Verlag; 240 Seiten, 16,95 Euro



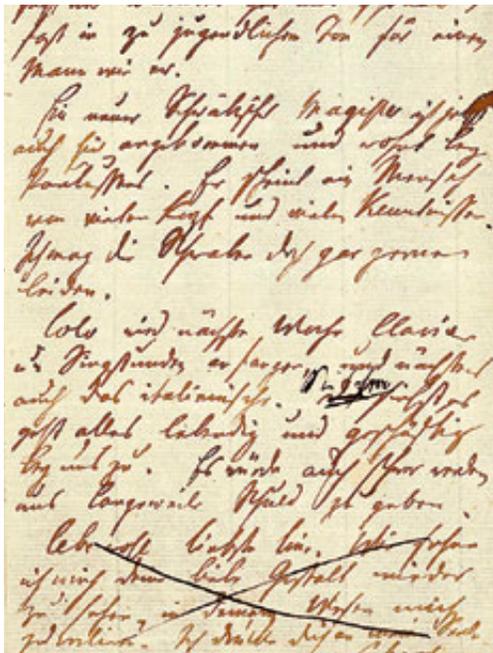
den Schwestern? Am Abend des 15. November 1789 setzte Schiller sich hin und wagte das Unmögliche: Er erklärte beiden seine Liebe – in ein und demselben Brief. „Euch vor meinen Augen, eures Besitzes mir bewusst“, so heißt es in diesem in der Liebesbriefkultur wohl einzigartigen Dokument. Er schwärmte den Schwestern von einem gemeinsamen Leben vor, das sie alle drei den Menschen um sich herum entzücken werde („Unser himmlisches Leben wird ein Geheimnis für sie bleiben, auch wenn sie Zeugen davon sind“).

Schiller, der nun auf die dreißig zugeht, wollte sie tatsächlich beide: Der einen, Lotte, hatte er den Antrag gemacht (ihre Antwort, noch per Sie: „Der Gedanke zu Ihrem Glück beitragen zu können steht hell und glänzend vor meiner Seele“), der anderen schrieb er in einem zweiten Brief: „In mir lebt kein Wunsch, den meine Caroline und Lotte nicht unerschöpflich befriedigen können.“

Längst war die Dreierliaison im Freundeskreis zum Thema geworden – und Lotte, die Heiratskandidatin, in Depressionen verfallen. Ihr sei zu Ohren gekommen, „Du liebst mich nicht um meinetwillen, sondern Linen wegen“, schrieb sie dem Verlobten einigermaßen verwirrt nach Jena, wo er inzwischen als Professor Geschichte lehrte, nicht zuletzt, um sich so ein Einkommen als zukünftiger Ehemann zu sichern (was ihm allerdings nicht gelang).

Schiller konnte Lotte offenbar beruhigen, die Hochzeit fand im Februar 1790 statt, Schwester Caroline immer dabei. Zunächst. Bald allerdings musste die Schwägerin – sie war ja weiterhin verheiratet und konnte nicht ewig in Jena bleiben

* In der Mitte Charlottes Schwester Caroline, Lithografie um 1850.



Schwester: *Liebe ohne Leidenschaft*

– Lotte das Feld überlassen, die ganz offenbar den jungen Ehemann von der ersten Minute an so geschickt umsorgte und verwöhnte, dass der Caroline nur noch matte und kaum überzeugende Beteuerungen seiner Liebe hinterherschickte („Du bist mein, wo Du auch mein bist“).

Caroline kam über den Verlust nur schwer hinweg, sie tröstete sich bald mit anderen Männern, ließ sich scheiden, heiratete neu, hatte Affären. Lotte, ganz Ehefrau, urteilte – lange nach Schillers Tod – streng über sie: „Sie liebte so oft, und doch nie recht; denn wahre Liebe ist ewig.“

Gerecht war das nicht, denn auch Caroline war eine treue Seele: Sie veröffentlichte 1830 die erste brauchbare Biografie über ihre große Liebe – und sie hatte sich später keineswegs von Schiller zurückgezogen, sondern oft genug an seinem Kranken-, auch noch am Totenbett Wache gehalten –, war zur erfolgreichen Schriftstellerin avanciert.

Nun zeichnete sie ein Idealbild ihres Schillers. Für die eigene Leidenschaft war darin kein Platz mehr. Es sollte nicht einmal der Hauch eines Verdachts aufkommen. Also fälschte sie kurzerhand die an beide Schwestern gerichteten Liebesbriefe, aus denen sie zitierte, in Briefe einzig an Lotte um (siehe Faksimile auf dieser Seite). Wichtige Zeugnisse der Verbindung von Schiller und Caroline fehlen ohnehin: Fast der gesamte Briefwechsel der beiden nach der Verlobung mit Lotte wurde gezielt vernichtet, wahrscheinlich von Schillers Tochter Emilie von Gleichen-Rußwurm (1804 bis 1872), kurz vor deren Tod.

An Versuchen, die Geschichte herunterzuspielen, hat es nicht gefehlt. In Greifs-

wald wurde 1909 eigens eine Dissertation angefertigt, um zu beweisen, dass für Schiller ein „Doppelverhältnis“ nie bestanden habe, vielmehr: „Es war eine Schöpfung von Carolinens Phantasie.“ Überzeugend gelang der Nachweis nicht.

Auch heutige Schiller-Biografen bleiben in der Causa sehr vorsichtig. „Was zwischen Caroline und Schiller wirklich gewesen ist, lässt sich nur ahnen“, resümiert Sigrid Damm. Marie Haller-Neuermann spricht in ihrer ansonsten sehr fundierten Lebensdarstellung gar nur von einigen „Verwirrungen“, die vor der Eheschließung zu überstehen gewesen seien. Rüdiger Safranski lässt in seiner äußerst gelehrten und dennoch gut lesbaren Biografie immerhin durchblicken, dass eine Zeit lang „nicht ganz klar“ gewesen sei, ob Schiller es auf Caroline oder auf „die zurückhaltende Charlotte abgesehen hatte“.

Da es von Schiller keine Tagebücher gibt (außer einem ganz und gar auf praktische Arbeits- und Alltagsdinge gerichteten „Kalendar“), da außer den Laura-Versen keine autobiografisch gefärbten Liebesgedichte – nach Art von Goethes „Willkommen und Abschied“ – existieren, ist man auf die erhaltenen Briefe verwiesen. In ihnen hat Schiller sein privates Dreiecksdrama, der Bühne würdig, hoch spannend inszeniert (mag sein, sogar intensiver noch als im wirklichen Leben). Es lässt sich in den Briefen

ein Schiller entdecken, der – weit weg von Seelen- und Schreibtischqual – sich und seine Arbeit auch genießen konnte. So gab er 1789, im Jahr der Revolution, selbstzufrieden bekannt, ein neues Werk habe unter seiner Feder „eine Vortrefflichkeit gewonnen, die mich selbst überrascht“. In solchen Tönen schwelgte er übrigens lieber der späteren Schwägerin als seiner Verlobten gegenüber (Lotte schickte er am selben Tag einen eher nüchternen Brief), von Caroline erwartete er sich ganz offenbar von Anfang an mehr Einfühlung in seine Produktion.

Was erschien Schiller so gelungen? Ging es um ein Theaterstück, ein Gedicht? Eine neue Geschichtsstudie war im Werden, dieses Mal über die Kreuzzüge des Mittelalters: eine „universalhistorische Übersicht“, die am Ende auch Fragment blieb und weniger populär wurde als die frühere Arbeit über den „Abfall der Niederlande“ und

klar, prägnant und in makellosem Stil. In der Sache widersprach ihm bald darauf Herder, der Schillers Arbeit sehr schätzte, aber die Motive der Kreuzzügler dann doch für weit aus egoistischer hielt – und vor allem die positiven Folgen auf die Zeit danach bis zur Gegenwart bezweifelte: „Auf einer heiligen Narrheit beruht schwerlich das dauerhafte System Europas.“

Schiller las wiederum Herders Analysen mit wachem Interesse. Und weil er selbst nie über eine nennenswerte Bibliothek verfügte – nicht einmal die eigenen Bücher hatte er daheim („Von seinen eigenen hat man nicht eines auf dem Brett behalten“, soll er einem Bittsteller geantwortet haben, der sich die „Räuber“ ausleihen wollte) –, war er während seiner ausgiebigen Studien häufiger Gast in der kürzlich abgebrannten Weimarer Bibliothek der Anna Amalia.



Hinrichtung Ludwigs XVI. (1793): „Diese elenden Schindersknechte“

die parallel entstehende „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“ (1791 bis 1793).

Bei seinem historischen Report über die „Expedition der Christen nach dem Heiligen Lande“ hielt er sich nicht lange bei den Schrecken auf: „Torheit und Raserei“, die die Kreuzzüge begleiteten, „Gewalttätigkeiten“ bei deren Ausführung waren nicht so sehr sein Thema als vielmehr die Überzeugung, dass die Kreuzzüge ein „notwendiges Erzeugnis ihres Jahrhunderts“ gewesen seien, ja, eine notwendige Bedingung „unserer bessern Zeiten“.

Nämlich: Der fromme Pilger habe „in Asien“ seine Menschheit wiedergefunden und den „Samen der Freiheit“ seinen europäischen Brüdern mit heimgebracht – „eine unendlich wichtigere Erwerbung, als die Schlüssel Jerusalems“. Im historischen Fall war es zwar nur um „die Nägel vom Kreuz des Erlösers“ gegangen (für den eher unreligiösen Schiller kein Thema), aber auch hier steckte die Hoffnung dahinter, dass sich aus Begeisterung für eine Idee die Welt bewegen lässt.

Wie eigenwillig auch immer solche Gedanken waren: Schiller formulierte stets

Von dem, was er las, ließ er sich gern inspirieren, denn beim Schreiben nahm es Schiller – ähnlich wie später Bertolt Brecht – in Dingen geistigen Eigentums nicht allzu genau. Manche historische Darstellung übernahm er nahezu wörtlich. Er war auch hier vor allem Dichter, ein Erzähler und Prosa-virtuose. Die Geschichte war für ihn „überhaupt nur ein Magazin für meine Phantasie“, ihre Gegenstände müssten sich gefallen lassen, „was sie unter meinen Händen werden“. Für ihn war Geschichte „ein Feld“, das ihn vor der Fixierung auf die eigene Person schützte, ein der Literatur verwandtes und doch fremdes Gebiet, „wo ich doch nicht immer aus mir selbst schöpfen muß“.

In der zweiten Hälfte der achtziger Jahre hatte er sich – ebenfalls sehr erfolgreich – als Autor von Erzählungen wie „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“ (1786) oder „Der Geisterseher“ (1787 bis 1789) hervorgetan. In den Jahren vor seiner Eheschließung und danach zog er sich von Vers und Drama auffällig zurück (freilich übersetzte er für die Bühne).

Der „Geisterseher“, ein Schauerroman, war für ihn eigentlich nur eine „Farce“ –



JIRKA JANSCH

Schiller-Drama „Maria Stuart“*: „Schauspiel, das tief in die Seele gräbt“

doch: „Soviel ist indessen gewiß, dass ich mir diesen Geschmack des Publikums zu Nutzen machen und so viel Geld davon ziehen werde, als nur immer möglich ist.“ Schiller verlor nach einigen Folgen (das Werk ließ er in Fortsetzungen in seiner Zeitschrift „Thalia“ drucken) die Lust daran. So blieb auch das Fragment.

Er war im Grunde zeitlebens ein unerschütterlicher und begeisterter Zeitungsmacher, Herausgeber, Redakteur, nicht selten alles in einer Person. Emsig, im Kontakt mit den Größen seiner Zeit, sammelte er Beiträge für Almanache, Theater- und Literaturzeitschriften, redigierte streng (übrigens auch fremde Gedichte, die er kürzte und veränderte), begleitete die Herstellung bis zum Druck – und handelte mit den Verlegern, da er mittlerweile seinen Marktwert kannte, immer bessere Verträge aus, bisweilen gar über den eigenen Tod hinaus, um die wachsende Familie abzusichern.

Die Ehe? Sie lief gut. Er schrieb schon acht Tage nach der Hochzeit, als „stägiger Ehemann“, begeistert an Körner, zu dessen Vermählung er fünf Jahre zuvor noch ein launiges Gedicht geschrieben hatte („Glücklich macht die Gattin nur./Die für Dich nur lebet /Und mit herzlicher Natur/Liebend an Dir klebet“). Nun jubelte er selber: „Was für ein schönes Leben führe ich jetzt.“ Sein Dasein sei in „harmonische Gleichheit“ gerückt – es war so, wie er es sich früher schon ausgemalt hatte: „Nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen mir diese Tage dahin.“

Ehe gut, alles gut. Vier Kinder sollte das Ehepaar Schiller haben. Die Ehe beruhigte ihn, ließ ihn arbeiten – und: Er entbehrte nichts. Es blieben dem Paar ja nur 15 gemeinsame Jahre, in denen Schiller unermüdlich ein Werk vorantrieb, dessen sich „ein bis ins biblische Alter reichendes Ver-

bleiben“ nicht zu schämen gehabt hätte (so Thomas Mann).

Für Schiller aber war „das wohlthätigste Ereignis meines ganzen Lebens“ eine ganz andere Beziehung. Für die letzten elf Jahre trat unerwartet ein brüderlicher Begleiter in sein Leben.

III. Freundschaft oder: der „Exzeß der Bilderstürmerei“

Wieder spielt ein Brief eine wichtige Rolle. Schiller schreibt ihn kurz vor Goethes 45. Geburtstag. Es ist ein ausführlicher Brief und ein mutiger dazu: an jenen Kollegen, der ihn in früheren Zeiten so auffallend gemieden hat. Der Jüngere wagt es nun, ungebeten, ein Psychogramm des anderen zu entwerfen, den anderen gegen die eigene Person abzugrenzen.

„In Ihrer richtigen Intuition liegt alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht“, schreibt er (der sich selbst



THOMAS HOEFNER / MAGNUM / AGENTUR FOCUS

Schiller-Büste (1794)
„Der edelste Mensch“

für den analytischen Typ hält) von Jena nach Weimar, im August 1794, „und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigener Reichtum verborgen.“

Das klingt schmeichelhaft und ist auch so gemeint, und doch verbindet sich für Schiller eine lange Leidensgeschichte mit dieser Beobachtung: Goethe hat er stets für den vom Schicksal Begünstigten gehalten, den, dem alles zufällt, was er selbst sich mühsam erarbeiten muss, dem die Gunst (auch die finanzielle) eines Fürsten Leben und Arbeit erleichtert, der spontan gestalten kann, was Schiller sich abstrakt ableiten und dann literarisch umsetzen muss. Für ihn ist Goethe lange der Unerreichbare gewesen, längst zu Ruhm und Ruf gekommen, als der Jüngere seinen Weg eben erst begann.

Der andere schreibt postwendend zurück, dankbar, begeistert. Es scheine doch nun, dass sie beide „miteinander fortwandern müßten“. Er habe „den redlichen und so seltenen Ernst“ in allem, was Schiller geschrieben habe, immer zu schätzen gewusst.

Eine erstaunliche Wendung – und eine verzeihliche Flunkerei: Denn keineswegs hat Goethe die früheren Arbeiten Schillers zu schätzen gewusst – und den Mann gleich gar nicht, als der in jungen Jahren zum ersten Mal nach Weimar gekommen war und sich in seiner Nähe eingemietet hatte (genauer: einige Häuser weiter, was vielleicht doch etwas aufdringlich war).

Schon bald enden die Briefe, die sie lebhaft wechseln (rund tausend werden es am Ende sein), mit Formeln wie: „Leben Sie recht wohl, grüßen alles, und erhalten mir Ihre so wohlgegründete Freundschaft und Ihre so schön gefühlte Liebe, und sein Sie das gleiche von mir überzeugt“ (Goethe).

Man besucht einander, auch schon einmal für zwei Wochen, plant gemeinsam für die Zeitschrift „Horen“, schimpft über Neider, geht Arm in Arm durch die Straßen. Man schaut sich auch zu zweit die Gedichte einer Lyrikerin an und bittet die junge Frau zu sich, schon um elf Uhr am Morgen, „damit wir Zeit haben, recht viel zu sprechen“ (so Schiller 1797 an Amalie von Imhoff).

„Wäre das zwischen denen noch lange so gelaufen wie in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre, dann wäre es ratsam gewesen, Goethe und Schiller nach der Art der Marx/Engels-Ausgabe herauszugeben“, so wird später der Schiller-Bewunderer Martin Walser spötteln. Für Thomas Mann ist es „das berühmteste aller geistigen Bündnisse“ – und so wird die Freundschaft, „dieses fast mythische Ereignis des deutschen Geistes“ (Safranski), bis heute gesehen, auch in den neuesten Biografien.

Als Schiller 1805 stirbt, hat sich manches in ihren Lebensläufen ausgeglichen: Goethe ist nicht länger der strahlende Sieger, Schiller gewiss nicht der Verlierer.

Bei Goethe stagnierten die Buchverkäufe; selbst die besondere Gunst des Hofs hatte er durch seine Verbindung mit

* Mit Katharina Schmalenbach als Maria, Ingo Hülsmann als Graf Leicester am Deutschen Theater Berlin, 2002.



Verdi-Oper „Don Carlos“ nach Schiller (Staatsoper Unter den Linden, Berlin 2004): „Ich kann nicht Fürstendiener sein“

Christiane Vulpius, seinem „Bettschatz“, gefährdet; von den vier Kindern, die beide gemeinsam hatten, überlebte nur der älteste Sohn das Säuglingsalter (er starb aber noch zu Goethes Lebzeiten).

Schiller dagegen hatte alles auf das Schreiben gestellt, war einer der ersten Berufsschriftsteller, seine Auflagen stiegen stetig; die Heirat mit einer Frau von Adel (Lotte musste auf den Titel so lange verzichten, bis ihr Mann 1802 selbst geadelt wurde) hatte ihn der Hofgesellschaft näher gebracht; seine Kinder waren ihm eine stete Freude.

Er, der einst als Revoluzzer galt, dem die Herren der Französischen Revolution 1792 den Ehrentitel „Bürger Frankreichs“ zugesprochen hatten und der zu Beginn durchaus ein Sympathisant dieser Revolution gewesen war, störte sich wenig am Stil des Weimarer Hoflebens – und schaute ein wenig spießig auf Goethes private Verhältnisse hinab; die Mutter von dessen Kindern ignorierte er völlig.

Hatte ihn 1789 noch die kolportierte Anekdote amüsiert, wie der französische König, als die Massen das Schloss plünderten und er, um eine Mahlzeit bittend, mit einem Stück Brot und einem Glas sauren Weines abgespeist worden war, so stieß ihn spätestens die Hinrichtung Ludwigs XVI. im Januar 1793 derart ab, dass er keine französischen Zeitungen mehr las („So ekelnd diese elenden Schindersknechte mich an“).

Er hatte zuvor sogar kurz die Absicht, nach Paris zu reisen, um vor der National-

versammlung eine Rede zur Verteidigung des Königs zu halten; es gebe Zeiten, „wo man öffentlich sprechen muß“, schrieb er an Körner. Aber er ließ es dann doch bleiben – und sollte die Grenzen der deutschen Lande zeitlebens nie überschreiten.

Öffentliche Äußerungen Schillers zur Französischen Revolution gibt es zwischen

1789 und 1795 nicht; auch auf direkte Nachfragen von Zeitschriften schwieg er. Gerade seine Beschäftigung mit der Geschichte hatte ihn gelehrt, dass historische Abläufe kaum zu dirigieren und schon gar nicht zu prognostizieren sind.

Ihm war völlig bewusst, dass gerade der größte Idealist, „der uneigennützigste, reinste und edelste Mensch“ (wie sein Posa) in Gefahr sei, aus „Anhänglichkeit an seine Vorstellung von Tugend und hervorzubringendem Glück“ willkürlich mit dem Individuum umzugehen und „mit der Freiheit anderer“ ebenso brutal zu verfahren wie der „selbstsüchtigste Despot“ – wie es in einem Selbstkommentar zum „Don Carlos“ hieß.

Die Rechte des Individuums aber waren ihm heilig: Sie waren es ja, was er unter Freiheit verstand. „Durch was sonst ist ein Staat groß und ehrwürdig, als durch die Kräfte seiner Individuen?“ Und so ist auch seine Abneigung gegen Aufruhr zu verstehen: als Gefährdung dessen, was doch erreicht werden soll – Freiheit.

Und gerade bei der Darstellung des Abfalls der Niederlande von der spanischen Krone changierte das Heldenlied, während er sich

Klassik-Verehrer Hitler in Weimar* „Wilhelm Tell“ verboten



ULSTEIN BILBERDIENST

* Vor Goethe/Schiller-Denkmal, 1931.

über die konkreten Einzelheiten beugte, häufig genug zum Szenarium des Schreckens. Den „Exzeß der Bilderstürmerei“ (er sah eine „rohe zahlreiche Menge, zusammengeflossen aus dem untersten Pöbel, viehisch durch viehische Behandlung“) verabscheute er 1788 ebenso wie Jahre später die französische Jakobiner-Herrschaft.

Und nie hat der Historiker und politische Beobachter Schiller einseitig die Macht verteufelt, wenn sie sich wenigstens als aufgeklärte Monarchie zeigte – auch im Fürsten oder König sah er, zumal als Dramatiker, zuerst das Individuum. Man darf nie vergessen, dass er schon in jungen Jahren dem Despoten von Angesicht zu Angesicht gegenübergestanden hatte. „Schiller, der Enthusiast der Freiheit, kann

neues Stück von ihm auf die Bühne kam: ebenjenes große Geschichtsdrama „Wallenstein“, das sich ihm unter der Hand zu drei Teilen, spielbar an drei Abenden, weitete.

Die Phase der erzählerischen Arbeiten war lange vorbei, Ende 1795 hatte er dann auch seine „philosophische Bude“ geschlossen – nun war Schiller, nachdem auch die Briefe „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“ abgeschlossen waren, ganz zur Dichtkunst zurückgekehrt. „Das Herz schmachtet nach einem betastlichen Objekt“, hatte er Goethe geschrieben. Und: „In der Poesie endigen alle Bahnen des menschlichen Geistes.“

Poesie – und das war für ihn eben nicht Prosa. Der Romancier galt ihm bloß als der „Halbbruder“ des Dichters. Schon zu „Räuber“-Zeiten war er der Meinung, dass „der wahre Geist des Schauspiels tiefer in die Seele gräbt, schärfer ins Herz schneidet und lebendiger belehrt als Roman und Epopöe“.

Und doch bildeten Roman, Novelle und Erzählung jene Gattung, in der das Bürgertum sich selbst zunehmend gespiegelt fand – bis heute. Insofern ist es bedauerlich, dass Schiller zwar mit seinem spannenden „Geisterseher“ beste Kolportage lieferte und zeigte, wie blendend er erzählen kann – aber keine epischen Dauerbrenner wie Goethes „Werther“, Büchners „Lenz“ oder Kleists „Michael Kohlhaas“ geschaffen hat und auch keinen „Wilhelm Meister“.

Sein „Werther“ sind eben die „Räuber“, sein „Meister“

heißt „Wallenstein“ – und beides findet, zum Glück bis heute regelmäßig, auf den Bühnen statt, freilich weniger im Lesesessel. Die Prosa überließ er den Schwestern: Nicht nur, dass Caroline ihren erfolgreichen Roman „Agnes von Lilien“ schrieb (den Schiller 1796/97 anonym in den „Horen“ publizierte, Goethe galt zum eigenen Vergnügen lange als Urheber) – recht fleißig produzierte auch seine Lotte, die mit Erzählungen (wie „Die Nonne“, „Die heimliche Heirat“ oder „Der Prozeß“) sogar gut Geld verdiente.

Schillers Romanabstinentz macht es für Verleger bis heute nicht leicht, diesen Autor zu verkaufen (alter Branchenspruch: Goethe geht, Schiller nie) – und daher sind vielleicht so viele gleichzeitig auf die Idee gekommen, dann eben aus Schillers Leben einen Roman zu machen: in Form diverser Biografien. Dass Schiller selbst „niemals an eine Selbstdarstellung gedacht“ habe, wie Sigrid Damm behauptet, stimmt allerdings nicht: In der Zeit vor der Hochzeit war Schiller dabei, den Plan für eine Au-



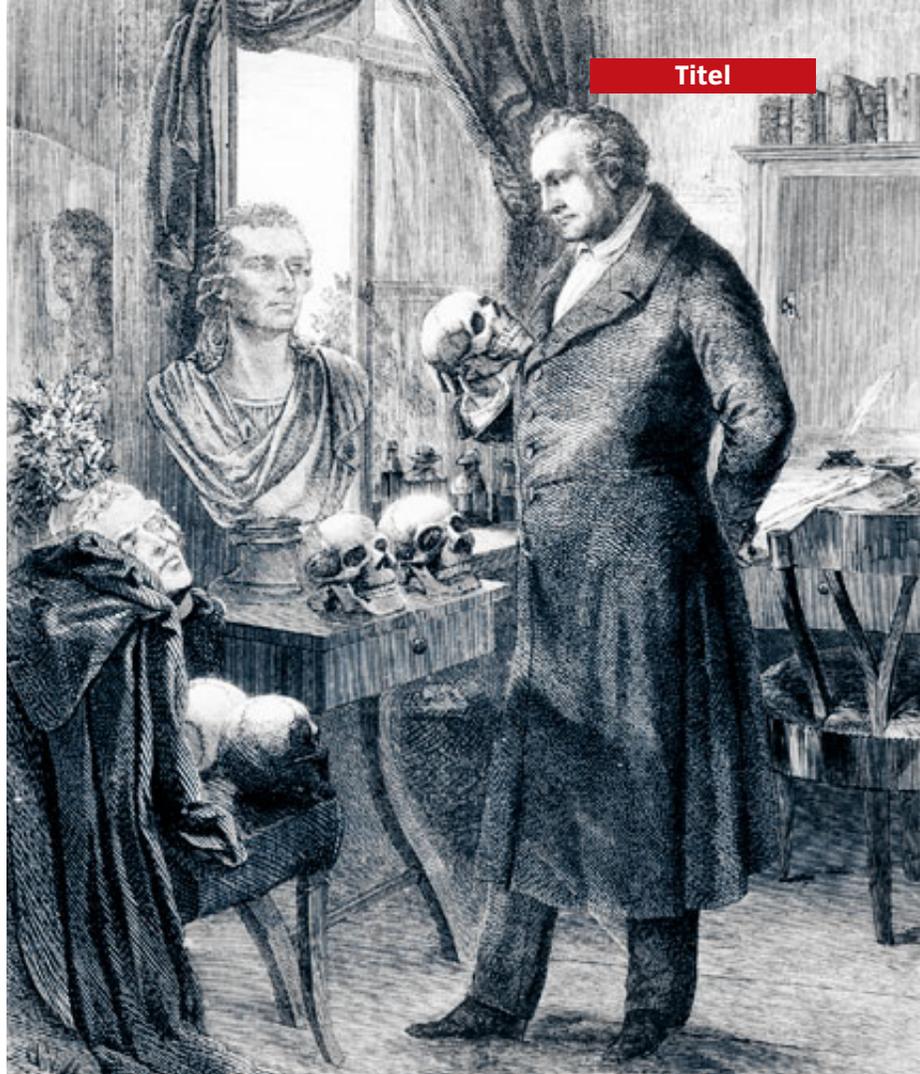
Schiller (2. v. l.) in Goethes Gartenlaube: *Arm in Arm*

sich erstaunlich gut in die Seele der Macht einfühlen“, wie der Biograf Safranski richtig bemerkt.

Der schrecklichste der Schrecken, so erklärte Schiller am Ende des 18. Jahrhunderts in seinem berühmtesten Gedicht, das sei „der Mensch in seinem Wahn“. Schillers „Lied von der Glocke“, 1797 begonnen, 1799 abgeschlossen, war auch ein verschreckter Abgesang auf die gewalttätige Revolte von unten: „Wenn sich die Völker selbst befreien, / Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn“, heißt es. Und, fast schon ein Ohrwurm: „Da werden Weiber zu Hyänen / Und treiben mit Entsetzen Scherz“.

„Das Lied von der Glocke“ war eine späte Geburt des Balladenjahrs: Schiller und Goethe hatten sich 1797 in einen wahren Wettbewerb hineingesteigert, wer die schönsten, eindrucksvollsten, populärsten Balladen schreiben würde.

Doch das Theater war Schillers Obsession und sollte es wieder werden. Elf Jahre waren seit der letzten Schiller-Uraufführung vergangen, als 1798 endlich ein



Schiller-Freund Goethe (Illustration 1859)*: „Schön gefühlte Liebe“

tobiografie auszuarbeiten (er bat seinen Vater sogar um Material dafür).

Er hatte dann doch anderes zu tun. Die letzten Jahre seines Lebens schrieb er wie gehetzt an seinen klassischen Theaterstücken: Nach dem „Wallenstein“ (1798/99) kamen unverzüglich „Maria Stuart“ (1800 uraufgeführt) und „Die Jungfrau von Orléans“ (1801) an die Reihe, dann folgte die ein wenig störrische und vom Publikum nie besonders geschätzte „Braut von Messina“ (1803) und schließlich der große letzte Theatertriumph: „Wilhelm Tell“ (1804) – anderes, wie der weit fortgeschrittene „Demetrius“, musste Fragment bleiben.

Im „Tell“-Stück, diesem grandiosen, einem Schweizer Sagenstoff entsprungenen Theaterzirkus um einen goldenen Schuss (wobei der Preis, die Freiheit, dann nicht ausbezahlt wird), kehrte Schiller zu seinen Anfängen zurück: „Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht“ – diese Botschaft war in ihm ja nie erstorben.

Zwischen 1933 und 1941 war der „Wilhelm Tell“ mitsamt Tyrannenmord sogar eines der meistgespielten Stücke – bis Hitler durch einen persönlichen Befehl den „Schweizer Heckenschützen Tell“ von den großdeutschen Bühnen verbannte. Ein folgerichtiges Verbot. Denn auch der deut-

sche Widerstand gegen Hitler berief sich aus wirklich gutem Grund auf Schiller, schon in den Flugblättern der „Weißen Rose“ wurden dessen Schriften ausführlich zitiert.

In der DDR dann galt Schillers Leben und Schaffen als „eine einzige Anklage gegen die elenden Zeitverhältnisse“, denn früh, so die sozialistische Lesart, habe er die Folgen von „Ausbeutung und kapitalistischer Arbeitsteilung“ erkannt – auch wenn ein Tadel am Autor hängen blieb: Den revolutionären Weg nämlich habe er „aus Unverständnis der revolutionären Methoden“ abgelehnt.

Immerhin wurde in der DDR die deutsche Klassik als „Erbe“ hochgehalten, während im Westen die Klassiker mehr und mehr als veraltet geächtet wurden und Literatur überhaupt an gesellschaftlicher Bedeutung verlor. Sogar aus dem obligatorischen Unterrichtsstoff an Gymnasien verschwand Schiller in den siebziger Jahren zeitweilig als Folge der Oberstufenreform.

Auch die 68er-Revolutzzer hatten – wie einer ihrer geistigen Vorsprecher, Theodor W. Adorno – mit Schiller wenig anfangen können. Erst jetzt, mit der allmählichen Rückbesinnung auf die kulturelle Tradition, auf der Suche nach einer gewissen Verbindlichkeit, hat auch der Dichter wie-

der seine Chance. Im Dramenpaket etwa, das der Kritiker Marcel Reich-Ranicki innerhalb seines Kanonprojekts zur deutschen Literatur jetzt zur Buchmesse präsentiert, ist Schiller der am häufigsten vertretene Dramatiker, noch vor Goethe.

Tatsächlich finden sich in Schillers Werk immer wieder verblüffende politische Gedanken, Fragen, Hoffnungen. Lange vor Brecht mit seinen „Fragen eines lesenden Arbeiters“ ließ Schiller (1789 im Umfeld seines „Geistersehers“) nach dem Schicksal derjenigen fragen, die sich zum Ruhme der Könige geschunden haben: „Was ist man dem Arbeiter schuldig, wenn er nicht mehr arbeiten kann, oder nichts mehr für ihn zu arbeiten sein wird? Was dem Menschen, wenn er nicht mehr zu brauchen ist?“

Bei seiner Antrittsrede als Professor in Jena im Mai 1789, wenige Wochen vor dem Sturm auf die Bastille, jubelten dem „Räuber“-Autor begeisterte Hörer zu. „Die europäische Staatengesellschaft scheint in eine große Familie verwandelt“, sagte er optimistisch. „Die Hausgenossen können einander anfeinden, aber nicht mehr zerfleischen.“ Eine Vision, die dann noch 200 Jahre brauchte, um wirklich zu werden – mit dem Fall der Berliner Mauer.

Im Jahr vor seinem Tod lernte Schiller immerhin noch Berlin kennen, die größte Stadt, die er in seinem Leben je gesehen hat und auch geografisch am weitesten vom Ort seiner Geburt entfernt. Mehr als drei Wochen war er dort und wurde auf Händen getragen. Mehrere seiner Stücke gab man ihm zu Ehren. Er wurde gefeiert, umworben, bejubelt – und seine Familie immer dabei, die Kinder erlebten den Triumph des Vaters mit.

Er wurde mit den besten (also auch finanziellen) Argumenten gedrängt, ganz in Berlin zu bleiben, doch er kehrte in das vertraute Weimar zurück. Vielleicht spürte er, dass ihm sein kranker Körper nicht mehr viel Zeit lassen würde. Er litt an eitriger Zerstörung der Lunge, sein Herzmuskel und der Darm waren weitgehend zerstört – schließlich kam wahrscheinlich noch eine schwere Lungenentzündung hinzu.

Der Dichter Adelbert von Chamisso, der ihn in Berlin nur aus der Ferne sah, schickte ihm verehrende Verse hinterher: „Dir mußte sich das junge Herz hingeben.“

Das scheint lange her zu sein. Doch eigenartig: Findet sich ein Echo davon nicht immer noch in unseren Träumen von jugendlicher Begeisterung? Wenn man es nur etwas nüchterner formulierte? „Er wächst, indem man sich mit ihm beschäftigt, vom Fernen ins Nahe“ – diese Erfahrung machte im vergangenen Jahrhundert ein Bewunderer Schillers aus der Schweiz, der Dramatiker Friedrich Dürrenmatt.

Und er wird uns auch jetzt wieder sehr nahe kommen, dieser Mensch. Unser Schiller. ♦

* Bei der Suche nach Schillers Schädel.